

Heinz Helle, Wir sind schön

Wir sind schön. Es geht uns gut. Wir mögen unsere Körper, den eigenen und den jeweils anderen, andere finden, wir sind ein schönes Paar. Wir sind glücklich. Wir sind das, was man glücklich nennt. Wir sind das, was alle glücklich nennen, die wir kennen. Wir haben, was alle wollen, tun, was alle tun. Wir haben zusammen 53.374,43 Euro auf dem Konto und könnten eine Eigentumswohnung anzahlen, eine kleine, und dann abzahlen, langsam, nachdem wir beide feste, sichere Jobs angenommen hätten; fest müssten sie sein für den Kredit, und sicher wären sie aufgrund unserer Ausbildung, unserer freundlichen, zuverlässigen Art und unserer Erfahrung. Wir könnten in Elternzeit gehen, Deutschland ist ein zivilisiertes Land, das seinen jungen Eltern ermöglicht, ohne allzu große finanzielle Einbußen junge Eltern zu sein, zumindest vorerst, später dann nicht mehr, Kinder zu haben ist deutlich teurer, als Kinder zu bekommen, und nach einer Elternzeit ist die Karriere auch meistens gelaufen, aber das sagt man ihnen nicht, den Kindern nicht, weil sie es nicht verstehen würden, und den jungen Eltern nicht, weil es sie im Moment nicht interessiert. Ihnen sagt man: schön.

Wir haben Sex. Zunächst mehrmals am Tag, dann mehrmals in der Woche, dann mehrmals am Wochenende, dann einmal pro Woche. Wir finden es beide gut, so versichern wir einander, es wird eben weniger, es gibt viel zu tun, wir haben Stress, und ab und zu möchte man ja auch ein paar Freunde sehen.

Wir gehen in eine Eisdiele, wir finden einen freien Tisch, wir setzen uns, wir bestellen Eis, obwohl ich kein Eis mag, aber sie will, dass wir Eis essen, also will ich es auch.

Wir gehen ins Kino. Sie ist wunderschön, sie trägt einen Blumenrock und hat ihr langes schwarzes Haar zurückgebunden, ich mag langes schwarzes Haar und Blumenröcke. Im Film werden Gesichter zerschlagen, Gehirne zerschossen und Beine abgehackt, und es gibt einen Moment, in dem ich sie küssen könnte, als sie sich zu mir herüberlehnt und fragt, bist du müde?, und ich erschrecke, weil ich so sehr auf den Typen mit dem Fleischermesser konzentriert bin, der das junge blonde Mädchen zerschneiden will, dass ich nichts tun kann, außer nein zu sagen, und dann lehnt sie sich wieder zurück, und ich denke den Rest des Films, warum habe ich sie nicht geküsst, und als Bruce Willis sagt, an old man dies, a young woman lives, fair trade, und sich in den Kopf schießt, habe ich Lust, mir auch in den Kopf zu schießen und vorher etwas Cooles zu sagen.

Wir sitzen im Flugzeug, wir befinden uns in einem sehr unruhigen Anflug auf eine thailändische Insel, und sie hält meine Hand fest, weil sie weiß, dass ich nicht gerne fliege, eine Formulierung, die ich gebrauche, weil ich nicht gerne sage, dass ich Flugangst habe. Ich habe eigentlich auch keine Flugangst, ich bin selten wirklich nervös in Flugzeugen, wenn es nicht gerade Turbulenzen gibt oder Araber an Bord, aber ich mag das Gefühl der räumlichen Beengtheit nicht und das

Ausgeliefertsein. Sie hält meine Hand und blickt mich voller Mitleid an, die Maschine zittert, und durch die Wolken ragen die Bergspitzen der Insel. Sie drückt meine Hand so fest, dass es weh tut, ich frage mich, ob sie vielleicht diejenige ist, die Angst hat, und ich sehe sie etwas genervt an, sie deutet das als Ausdruck meiner Angst und drückt noch fester zu und nimmt auch die zweite Hand zu Hilfe, und ich denke, was denkt wohl der Typ neben uns. Wir landen sicher, und ich bin wütend auf sie.

Wir liegen am Strand einer thailändischen Insel, sie lässt sich massieren, und ich lese Sloterdijks *Kritik der zynischen Vernunft* zu Ende. Ich lese die letzten drei Seiten noch einmal, in der Hoffnung, ich wäre danach imstande, in einem Satz zu sagen, wovon das Buch handelt. Sie kommt von der Massage zurück, fragt, wie das Buch war, ich sage gut, sie legt sich neben mich, nicht zu nah, sie spürt meine Unzufriedenheit, und ich beschließe, dass es eine Idealismuskritik ist. Ich überlege, mit ihr darüber zu sprechen, über den unausweichlichen Zwang aller idealistischen Systeme, entweder offen oder verkappt sich selbst zu widerlegen, aber ich zögere, ich weiß nicht, ob ich Angst habe, sie könnte nicht verstehen, was ich sagen will, oder ich könnte es nicht sagen. Am nächsten Tag reiten wir auf einem Elefanten.

Wir sind am Tegernsee, es regnet, sie verlässt das Bett nicht, und ich schaue aus dem Fenster. Es regnet auf die gemütliche Holzveranda, auf der wir am Abend der Ankunft erschöpft zusammen geraucht haben, auf die

dunkelgrün bewaldete Wand dahinter. Sie sagt, sie sei ein bisschen krank, und ich weiß nicht, heißt das, komm her, oder lass mich in Ruhe? Als der Regen nachlässt, fahren wir mit dem Auto in den Ort und trinken Kaffee in einem Lokal am Ufer, der See ist schön unter den grauen Wolken, es geht ihr besser, sie kann wieder rauchen. Wir reden ein bisschen und schauen raus, dann gehen wir in den Supermarkt, und ich bekomme einen Anruf von einem alten Freund, aber ich breche das Gespräch ab, weil ich im Urlaub bin, mit ihr. Ich fühle mich großzügig und loyal, als ich auflege, ich sehe sie erwartungsvoll an, aber sie legt nur stumm ein Glas löslichen Kaffee in den Einkaufskorb.

Wir gehen tanzen, aber ich tanze nicht, ich stehe neben ihr an der Bar und warte darauf, dass sie tanzt. Wir treffen ihren Exfreund, er ist fünf Jahre älter als ich, doch ich bin noch nicht alt genug, um das als meinen Vorteil zu empfinden. Er ist tätowiert und war früher Fallschirmjäger. Er erzählt mir schon im zweiten Satz, dass er seinen Job langweilig findet, und im dritten, dass er es bei der unfassbaren Kohle, die sie ihm zahlen, einfach nicht übers Herz bringt zu kündigen. Die beiden gehen tanzen. Ich bleibe an der Bar und überlege, ob ich mir vorstellen soll, was sie früher im Bett gemacht haben, aber ich bin zu müde und sehe stattdessen kurz in den Ausschnitt der Barfrau, ohne etwas zu bestellen.

Wir liegen im Bett, es ist mitten in der Nacht, ich habe Bier und Schnaps und Wein getrunken, wir hatten Freunde da, sie hat einen köstlichen Schweinebraten gemacht, und am Schluss tanzten wir alle auf der

Couch. Sie kann nicht schlafen, weil die Worte und Gesichter noch in ihrem Kopf lärmern, aber sie ist glücklich und sieht mich an in der Dunkelheit, wie ich da liege, schief, betäubt und wehrlos, sie beugt sich über mich und flüstert mir ins Ohr, ich liebe dich. Ich tue, als würde ich schlafen.

Wir schauen Fußball. Sie ist auch dabei. Wir schauen Fußball, und sie ist auch dabei, denn das Wir, das Fußball schaut, ist ein anderes als sie und ich. Wir sind hauptsächlich Männer. Wir schauen Fußball, und sie ist auch dabei, und die Männer, die mit mir schauen, sind verschieden groß, alt und nah, und sie kennen mich länger und anders und besser, als sie mich je kennen wird, aber dieses Kennen und dieses Gekanntwerden hat keinerlei Konsequenzen, außer der einen, einzigen, dass wir jetzt da sind, alle zusammen, wie wir es immer waren, aber irgendwann werden wir alle doch allein sein, denke ich, und dann wird da niemand mehr sein außer ihr.

Wir stehen in einem Maleratelier, es ist ein großer Raum, wir sind viele, fünfzig, sechzig Leute, die Leinwände, Farbtöpfe und Papierballen sind weggeräumt, stattdessen stehen hier alte Sessel und Säcke und Kästen mit Bier und wir. Wir tragen die Farben der Mannschaft, die wir siegen sehen wollen, es sind die Farben unseres Landes, und wir tragen sie mit mehr Überzeugung, als der Ernst der Lage es erfordern würde: Es ist ein Spiel. Wir schreien. Es ist kein Spiel.

Die anderen betreten das Feld, also die Wand des Ateliers, sie tragen andere Farben und haben fremde Gesichter und Schultern und Rücken und Waden, wir kennen ihre Körper nicht so gut, wie wir die Körper der Unsrigen kennen, ihre Gesichter, ihre Namen, ihre Stimmen, ihren Gang.

Wir hören den Anpfiff, und wir sehen die Bewegungen der Männer, die wir kennen wie ihre Bewegungen, wir erkennen sie auch, wenn sie sich ohne Ball bewegen, und wenn sie sich mit Ball bewegen, schreien wir auf. Sie rennen, wir schreien, sie stolpern, wir schreien, sie fallen, wir schreien, und dann stehen sie wieder auf. Wir schreien, der Ball fliegt, wir schreien, und sie rennen und nehmen den Ball mit nach vorn, immer weiter nach vorn, weiter, weiter, und dann ist der Ball in genau dem Netz, in dem wir ihn schon immer haben wollten, immer werden haben wollen, wir schreien und springen, sie springen und schreien und umarmen sich, schlagen einander auf Rücken und Schultern und Brust und reiben einander über die Köpfe und ohrfeigen einander vor Freude, Wut, Stolz und Hass auf den gemeinsamen Feind, und wir umarmen uns, schlagen einander auf Rücken und Schultern und Brust und reiben einander über die Köpfe und ohrfeigen einander vor Freude, Wut, Stolz und Hass auf den gemeinsamen Feind, und ich gebe ihr einen Kuss auf die Wange.

Wir schreien Deutschland. Sie auch. Wir stoßen unsere dicken braunen Bierflaschen aneinander, so fest es geht, ohne sie zu zerschlagen. Sie auch. Wir recken unsere Fäuste in die Höhe. Sie auch. Wir singen, ihr

seid nur ein Punktelieferant. Sie auch. Wir singen, du hast die Haare schön. Sie auch. Wir sehen unsere Männer rennen, wir sehen, wie sie den anderen zwischen die Beine springen, und wir sehen, wie ein anderer sich vor Schmerzen auf dem Boden windet, wir schreien Schwuchtel. Sie nimmt einen Schluck aus der Flasche. Eigentlich mag sie kein Bier. Und dann sehen wir, wie die anderen den Ball verlieren, wir brüllen auf, wie eine Wand erhebt sich unser Gebrüll gegenüber der Wand mit den flimmernden Bildern, und dann rennen unsere Männer mit dem Ball weit in das Gebiet der anderen hinein, dann liegt der Ball wieder in ihrem Netz, und wir schreien, schlagen, springen und weinen. Sie auch. Plötzlich ein Pfiff, und Schweden hat verloren, alle rennen aufs Feld, und wir rennen und fallen und liegen übereinander, und dann stürmen wir aus dem Maleratelier und ziehen zur U-Bahn-Station, in unseren Farben, sie auch, mit fliegenden Fahnen, wir stehen und trinken und lachen, und die Bierflaschen klirren, dann fährt die U-Bahn ein, und in ihr sitzen zwei in den Farben der Schweden, und dann singen wir aus vollem Hals, ihr seid nur ein Möbellieferant. Sie singt auch. Und wir fahren nach Schwabing und ergießen uns auf die Leopoldstraße, lösen uns in ihr auf, und auf einmal sind alle anderen weg und sind gleichzeitig überall, die anderen sind alle, die Farben und Fahnen und Flaschen und Schreie, und dann ziehe ich mein Trikot aus und stecke es mir vorn in die Hose, und hinten hinein stecke ich meine schwarz-rot-goldene Fahne, ich klettere auf eine Ampel, und dann sitze ich hoch oben über der Kreuzung und halte mich fest, mit beiden Händen am sonnenwarmen Metall, und an meinem Arsch hängt die

Fahne der Bundesrepublik, und unter mir ist ein Meer in Schwarz-Rot-Gold, und dann schreie ich Deutschland. Ich schreie es ein wenig leiser, als ich könnte, weil ich weiß, sie steht irgendwo da unten, und sie schaut zu mir hinauf und denkt, jetzt sitzt er auf einer Ampel und schreit Deutschland.

Wir wollen raus. Raus aus dem Trott, aus der Stadt, raus aufs Land, an einen See. Wir finden keinen Parkplatz, überall stehen Autos in den saftigen Wiesen, halbnackte Menschen in Schlappen schlurfen mit Decken und Kühlboxen vorbei, es ist unerträglich heiß, und als wir das Auto schließlich am Rand der Wiese so eng an ein anderes quetschen, dass ich auf der Beifahrerseite aussteigen muss, versagt der elektrische Fensterheber. Ich nehme es zur Kenntnis, lasse das Fenster offen und denke nicht mehr daran, aber sie macht sich Sorgen um das Auto, um mein Auto, mir zuliebe. Ich will nur schnell die Handtücher und die Schlappen und die Wasserflasche und die Badehose aus dem Kofferraum holen und dann nichts wie weg, vom Auto, von der Wiese, aus der Sonne, zum Wasser, und dann bald wieder vom See nach Hause, irgendwohin, wo keine Menschen sind und die Luft nicht so aufdringlich, eine Hitze, von der alle behaupten, sie fänden sie toll, endlich mal wieder ein richtiger Sommer, aber ich kaufe es keinem ab, der behauptet, es gut zu finden, wenn die Luft um ihn herum fünf Grad heißer ist als sein Blut. Oje, sagt sie, und sie streichelt meinen Oberarm, weil es ihr leidtut, dass ich das Autofenster offen lassen muss, und weil sie weiß, wie wenig ich Sonne mag, und Hitze und Seen. Ihr Mitleid ist schön, weil es mir sagt, sie kennt

mich und mag mich trotzdem. Aber irgendwie ist es mir auch unheimlich. Weil es mir sagt, sie kennt mich und mag mich trotzdem.

Wir stehen am frühen Morgen in der vollen U-Bahn, wir küssen uns, sie steigt eine Station vor mir aus. Als die Tür wieder zugeht, blicke ich ihr nach, weil ich vermute, dass sie sich umdrehen wird, und ich nicht will, dass sie sich umdreht und bemerkt, dass ich ihr nicht nachblicke. Also blicke ich ihr nach. Sie dreht sich nicht um.

Wir liegen auf dem Sofa und sehen fern und schlafen dabei abwechselnd ein. Als wir endlich einmal beide zugleich wach sind, beschließen wir, schlafen zu gehen.

Wir halten uns fest. Wir lassen uns los. Einer von uns hält immer ein bisschen fester als der andere, einer von uns lässt immer ein bisschen früher los. Wir können nicht loslassen, wir können nicht festhalten. Wir umkreisen uns in unberechenbaren Bahnen, und ich liebe dich ist nur noch eine Gutenachtgeschichte. Eine Gutenachtgeschichte, die funktioniert.

Wir beschließen, öfter schöne Dinge zu unternehmen. Wir gehen spazieren. Vom Himmel fällt Wasser. Wir gehen bergauf. Wir sind in einem Bergdorf in Oberbayern, und es ist eine eigenartige Jahreszeit, um in einem Bergdorf in Oberbayern zu sein, weil noch kein Schnee liegt oder kein Schnee mehr, und es ist nicht mehr warm und schön, oder noch nicht warm und noch nicht schön. Ab und zu ist ein spektakulärer Wolkenkörper aus etwas dunklerem Grau zu erkennen,

vor dem allgemeinen Grau, das den Hintergrund bildet. Der Himmel sieht aus, als enthalte er noch ziemlich viel, was er auf uns herabfallen lassen könnte. Wir tragen Plastikjacken und festes Schuhwerk und gehen bergauf, aber es ist noch kein richtiger Berg, und als das fallende Wasser immer mehr wird und durch die Öffnungen unserer Plastikjacken an unsere Haut dringt und hinunter in unser festes Schuhwerk, biegen wir ab. Wir biegen ab, nachdem wir zwei Stunden bergauf gegangen sind, über leere Weiden, auf denen das Wasser steht, als käme der Regen von unten. Wir gehen an Zäunen entlang, die gut in Schuss sind und normalerweise elektrisch geladen, die Wiesen sind endlos und leicht ansteigend, dahinter ragen spärlich bewachsene Felswände in die Wolken. Wir biegen ab, wo auf einem Schild Klamm steht, Leutasch oder Partnach, ehe der Weg steil wird und aus einem Spaziergang im Regen eine Bergwanderung. Wir gehen die Wand entlang, es hört auf zu regnen, dann fängt es wieder an. Der Weg nähert sich der Wand oder die Wand dem Weg, wir gehen weiter, und nach einer halben Stunde nähert sich auch die andere Wand. Ich frage mich, wann man eine Schlucht Klamm nennt, und dann kommen beide Wände noch etwas näher und richten sich auf, überheblich, und dann ist da eine kleine braune Hütte, wir geben einem dicken Mann Geld, und dann sind wir drin. Alles klingt hier anders, alles wirkt anders, in einbetonierten Stahlstreben steckt Drahtseil. Wir halten uns fest, hangeln uns am Abgrund entlang, wo unten ein Rinnsal zu einem reißenden Fluss geworden ist, schäumend und laut, aber ertrinken ist hier nicht möglich, wer hier abstürzt, hat andere

Probleme als Wasser in der Lunge. Von der überhängenden Felsdecke, unter der ich geduckt gehen muss, sie nicht, sie ist kleiner, tropft es, auf der gegenüber liegenden Seite wachsen Bäume in physikalisch unmöglichen Positionen direkt aus dem Stein. Der Himmel ist nicht mehr zu sehen, es gibt nur noch Wand, Grün und Wasser. Wir gehen weiter, es wird dunkler, enger, nasser, lauter, es ist schon lange nicht mehr feststellbar, wo das Rauschen des Regens aufhört und das Tosen des Baches beginnt oder ob das Geräusch, das man hier hört, nur der Klang ist von Enge und Stein, und dann bleibt sie plötzlich vor mir stehen, dreht sich um und reißt den Mund auf, und ich schreie, was?, und sie reißt den Mund noch einmal auf, aber ich höre nur Enge und Stein und unmögliche Bäume, und dann beuge ich mich zu ihr hinab und halte mein Ohr an ihren Mund, und sie brüllt, ich bin schwanger.

Wir sind bei ihrer Mutter, und es wird beschlossen, abzutreiben. Die Mutter beschließt. Der Vater hält sich raus, und ich bin zu stolz und zu gelähmt von dem bedingungslosen Bekenntnis, das ich ihr vor ein paar Tagen gemacht habe, von meinem feierlichen Schwur, ihr zur Seite zu stehen, wie immer sie entscheide, wir stehen das durch, zusammen, wir ziehen gemeinsam ein Kind groß oder holen ein Kind aus ihrem Körper heraus und werfen es weg, und ich merke nicht, dass ich ihr mit dem Bejahen beider Möglichkeiten zu verstehen gebe, dass es ohnehin nichts gibt in meinem Leben, das ich will, wirklich will, nicht mich, nicht sie, nicht ein Kind.

Ich miete ein Auto mit Winterreifen, weil in der Nacht Schnee gefallen ist und mein Auto nur Sommerreifen hat, wir fahren zur Abtreibungsklinik, der Arzt ist nett und sachlich und pragmatisch, sie schluckt eine Tablette und trinkt Wasser, und das ist es auch schon. Dann fahre ich mit ihr ins Haus ihrer Eltern, und wir spielen Nintendo, drei Tage lang, *Super Mario Kart*, ab und zu drückt sie auf Pause und steht auf, um totes, organisches Material aus ihrer Vagina in die Toilette laufen zu lassen.

Wir haben Verständnis füreinander. Wir haben Wut, wir erfahren Zurückweisung. Später reden wir so lange über die Zurückweisung, bis sie sich auflöst in einem Hin und Her von neuen Verhaltensmustern und alten Gewohnheiten, wir sagen, aber das weißt du doch, dass ich dich liebe, und dann haben wir wieder Verständnis füreinander. Wir geben Ansprüche auf, die mit Stolz zu tun haben oder mit Unsicherheit, und manchmal vertreiben wir die Unsicherheit mit Sex, aber meistens sind wir zu müde.

Wir sehen 24. Es ist drei Uhr morgens, sie schläft, wir müssen um acht Uhr aufstehen, aber ich lege trotzdem die nächste DVD ein und drehe noch einen Joint. Sie schläft, ich rauche, und die Titelmusik kommt mir plötzlich viel zu laut vor und zu pathetisch, reißerisch, Action-mäßig eben, und Jack Bauers Foltermethoden wiederholen sich einmal zu oft, die ultimative Bedrohung der westlichen Welt ist einmal zu ultimativ, vielleicht bin ich auch einfach zu müde oder bekifft, ich schalte den Fernseher ab und lösche das Licht und küsse sie auf die Wange und sage, gehen wir ins Bett? Sie macht, mhm?,

ich komme gleich, und wie spät ist es denn?, ein Uhr, sage ich. Ich weiß, dass sie einschlafen wird, sobald ich den Raum verlasse, und dass sie auf der Couch schlafen und irgendwann später ins Bett kommen wird, dass sie müde sein wird und enttäuscht, weil ich sie nicht geweckt habe, und um fünf kommt sie und sagt, wieso hast du mich nicht geweckt?

Wir verabschieden uns. Wir stehen an einer Rolltreppe. Wir küssen uns nur noch flüchtig auf den Mund, oder nicht mal mehr auf den Mund, auf die Wange, die Stirn oder gar nicht. Wir umarmen uns weniger fest, weniger lang, lassen uns los, einer früher als der andere. Wir sehen uns in die Augen im Moment des Wegdrehens, wir senken den Blick, ehe er abreißt, damit uns unser Auseinandergehen wie die autonome Entscheidung reifer Persönlichkeiten vorkommt und nicht wie die logische Konsequenz von Körpern in Bewegung, Atome in Gas. Vorher reden wir noch einmal über alles. Über Gründe, die es nicht gibt, für Verhaltensweisen, die für mich keine Bedeutung haben, doch für sie eine große oder umgekehrt, oder über Verhaltensweisen, deren Bedeutungen sie oder ich nicht erkannte oder erkennen wollte, aus Unvermögen oder Angst oder Hoffnung, im Festhalten und Glauben an eine Welt, die wir uns ausgedacht haben, vor langer Zeit. Wir stehen an einer Rolltreppe, sie fragt nichts, ich sage nichts, und wir stehen einfach nur da. Irgendwann gehen wir los, wir fahren die Rolltreppe hinunter, wir gehen durch das Zwischengeschoss, vorbei an Menschen, die nichts wissen, gar nichts, wir fahren auch die nächste Rolltreppe hinunter, und dann stehen wir schweigend

zusammen am Gleis, und in ihren Augen ist Zuversicht
und eine Klarheit, die mich tröstet, und noch etwas
anderes, ich weiß nicht genau, was es ist, und wir
warten und sehen uns an, und mein Zug kommt zuerst.